

„Vernichtung durch Arbeit“ – Berichte von überlebenden KZ-Häftlingen

Vorbemerkung

Auszugsweise werden im Folgenden fünf Berichte von überlebenden Häftlingen des Konzentrationslagers Dautmergen wiedergegeben. Sie beschreiben in unterschiedlicher Weise die Lebens- und Arbeitsbedingungen in diesem KZ, dem größten unter den „Wüste-Lagern“.

Jeder dieser Berichte hat seine eigenen thematischen Schwerpunkte. Manchmal sind es mehrere.

Alle diese thematischen Gesichtspunkte haben mit dem Programm „Vernichtung durch Arbeit“ zu tun.

Arbeitsschritte

Einzelarbeit

In einem ersten Schritt werden die Berichte gelesen und für jeden Bericht in Form von Überschriften die thematischen Schwerpunkte formuliert.

Gruppenarbeit

Im zweiten Schritt entscheiden Sie sich für einen dieser thematischen Schwerpunkte. Sie bilden mit anderen, die denselben Schwerpunkt gewählt haben, eine Gesprächsgruppe. Sie vergleichen Ihre Formulierungen, tragen Ihre Gedanken zusammen und diskutieren darüber. Gehen Sie dabei auch auf die Frage ein, inwiefern sich in diesem thematischen Aspekt das Programm „Vernichtung durch Arbeit“ verwirklichte. Das Gespräch wird in einem Protokoll festgehalten.

Plenum

Im Plenum werden im letzten Schritt die Ergebnisse vorgetragen. Es kann sich noch einmal eine Diskussion daran anschließen.

Tadeusz Noiszewski

1924 – 1999, Pole

ehemaliger Häftling in Auschwitz, Dautmergen und Schömberg



„Wir wurden in Güterwaggons verladen, die in der Mitte mit Stacheldraht durchtrennt waren. Hinter dem Stacheldraht wurden wir von düster dreinblickenden SS-Männern beobachtet. In unserem Teil

des Waggons war es eng; man konnte sich nicht einmal mehr umdrehen. Seine Notdurft verrichtet man dort, wo man gerade steht, denn eine andere Möglichkeit gibt es nicht.

Am zweiten Tag der Fahrt halten wir in Frankfurt am Main an. Plötzlich hören wir das Heulen von Sirenen. Die SS-Männer verlassen fluchtartig die Waggons, und wir erwarten, eingeschlossen in die Waggons, unser Schicksal. Bomben fallen auf den Bahnhof. Splitter trommeln an die Wände unserer Waggons. Wir hoffen, dass die Bomben unseren Transport zerstören; vielleicht werden diejenigen, die am Leben bleiben, die Chance erhalten zu fliehen. Im Unglück sieht der Mensch sogar dort eine Chance, wo für den freien Menschen der reine Wahnsinn herrscht.

Nach einem einstündigen Aufenthalt in Frankfurt setzt der Transport seine Fahrt fort. Wir verlassen



die Stadt, über die Rauchschwaden hinweg ziehen.
(...)

Auf dem Appellplatz stehen schon die meisten Häftlinge; wir stoßen dazu und erfahren, dass sechs Häftlinge entflohen sind. Die SS hat gleich eine Suchaktion gestartet. Die Kapos und Blockwärtler kämmen fieberhaft das Lager durch, um herauszufinden, ob sich jemand hier versteckt hält.

Es gießt in Strömen, und wir stehen frierend und hungrig nach zehnstündiger Arbeit im Dreck. Der SS-Mann Zajac geht an unseren Reihen entlang. Dann beschäftigt er sich mit dem Blockwart Zebrowski, aus dessen Block die Häftlinge entflohen sind. Sarkastisch fragt er, ob bei ihm jeder Gefangene herausgehen könne, wann er wolle. Der Blockwart erstarrt vor Angst. Plötzlich schlägt ihm der SS-Mann auf den Kopf. Der Blockwart schreit, er sei unschuldig. Er zeigt auf die Gefangenen, die auf dem Platz stehen, und sagt: „Die sind schuldig“. Sie seien zu viele, die Beleuchtung sei schlecht, die Zelte könne man leicht verlassen und es sei schwer, sie alle zu bewachen. Der SS-Mann schaut ihn spöttisch an und sagt: „Dann mach doch endlich Ordnung mit denen!“ Der Blockwart hebt seinen Stock und beginnt, auf die Häftlinge einzuprügeln.

Der Morgen dämmt. Der Regen hört langsam auf und die Sonne kommt durch. Vom Lagertor her dringt ein Gebrüll von SS-Männern herüber. Zwei der geflohenen Häftlinge wurden eingefangen. Zusammengeschlagen, mit Blut übergossen, von Hunden zerbissen, erinnern sie mehr an große Fleischstücke als an Menschen. Man hatte sie ausgezogen und am Lagertor festgebunden.

Unser 16-stündiger Appell ist zu Ende. Man treibt uns wieder zur Arbeit. Dass wir die ganze Nacht nicht geschlafen haben, das ist unsere Schuld.

(...)

Der kalte Winter hatte eine nachlassende Aufmerksamkeit der SS-Männer, die sich in warmen Stuben

verkrochen, zur Folge. Auch die Häftlinge versuchten, sich zu verstecken, um nicht zu erfrieren. Zusammen mit Krischa und Popowicz fand ich einen Platz im Schornstein, durch den schwefelhaltige Abgase abgeleitet wurden. Der Rauch brannte in unseren Augen, doch es war wenigstens warm.

Einmal ist Popowicz raus gegangen, um Essen zu suchen. Plötzlich werden wir vom Brüllen der SS-Männer aufgeschreckt. Als ein SS-Mann anfing, in den Schornstein hineinzuschießen, verließen wir unser Versteck. Der SS-Mann stellte uns an die Wand und zielte auf uns. Dann jagte er uns zur Kommandantur, und wir wurden im Bunker eingeschlossen. Als wir wieder herausgelassen wurden, war schon Abendappell. Wir wurden vor die angetretenen Häftlinge gestellt, und der Lagerführer teilte uns mit, dass wir 25 Stockhiebe erhielten.

Als ich an die Reihe kam, wurde ich von zwei SS-Männern gehalten, ein dritter schlug mich aus voller Kraft. Anfangs zählte ich bis sieben, dann hörte ich auf, bis ich schließlich das Bewusstsein verlor. Ich wurde mit eiskaltem Wasser übergossen und wieder geschlagen.

Als ich zum zweiten Mal zum Bewusstsein kam, lag ich nass im Schnee. Die Häftlinge verließen bereits den Appellplatz. Mit großer Mühe erhob ich mich. Jede Bewegung bereitete mir Schmerzen. Im Block angelangt, musste ich mehrmals brechen und konnte mich kaum auf den Beinen halten. Der Blockälteste hatte noch ein freies Bett, und ich durfte mich darauf legen.

In den folgenden Tagen musste ich mich mit großen Schmerzen aus dem „Bett“ schleppen und zur Arbeit gehen. Nur Dank der Solidarität unter den Häftlingen konnte ich die zweiwöchige Krise und das seelische Tief überstehen. Die lähmende Hoffnungslosigkeit wich nur langsam von mir. Doch ich begann, wieder über das Überleben und über die Befreiung nachzudenken.“

Jacek Zieliniewicz

geb. 1926, Pole
ehemaliger Häftling in Auschwitz-Birkenau und
Dautmergen



„Wir wohnten in Zelten. Es befand sich etwas Stroh darin und jeder von uns erhielt eine Decke. In den Zelten gab es kein Licht. Unser Arbeitskommando rückte morgens bei Dunkelheit aus und kehrte abends bei Dunkelheit erst wieder zurück. Das gute Wetter war zu Ende, es begann zu regnen und wurde immer kälter. Die Wiese zwischen den Zelten verwandelte sich in Matsch und Schlamm. Wenn man morgens zum Appell aus den Zelten heraustrat, musste man die Holzschuhe in den Händen tragen, sonst wären sie im Schlamm stecken geblieben. Man zog sie erst wieder an, nachdem man aus dem Lager heraus auf die Straße getreten war. Mein Arbeitskommando marschierte Richtung Dautmergen. Hinter dem Dorf bogen wir nach rechts ab in eine Senke. Dort schaufelten wir einen Graben, in welchem später Wasserleitungen verlegt wurden. Dann legten wir einen Weg an in Richtung Schmalspurbahn. Und schließlich trugen wir Telegrafmasten.

Wir waren unsagbar hungrig und wurden zunehmend schwächer. Wir waren schmutzig, weil es im Lager kein Wasser gab, und verwahrlost, weil weder Unterwäsche noch Häftlingsanzug gewechselt werden konnten. Sogar unser Haar wurde immer länger, weil es nichts gab, womit wir es hätten schneiden können. Wir hatten Läuse, und täglich starben Menschen.

(...)

Mit unserem Transport waren auch polnische Ärzte aus dem aufgelösten Zigeunerlager in Birkenau gekommen. Im Oktober ging ich zu Doktor Engelhardt, um um Holzschuhe zu bitten. Der erkannte

mich nicht, weil ich so schlecht aussah. Erst als ich mich vorstellte, sagte er, wenn ich leben wolle, seien nicht nur neue Schuhe sondern ein längerer Aufenthalt im Krankenrevier notwendig. Sie zogen mich aus, nahmen meine schmutzigen, zerrissenen und verlausten Lumpen weg und legten mich auf eine Pritsche. Jetzt hatte ich einen Strohsack, eine Decke und ein Dach über dem Kopf. Morgens musste ich nicht zum Appell antreten und nicht zur Arbeit ausrücken.

Ich war erschrocken über mein Aussehen. Zum ersten Mal seit Birkenau sah ich mich ausgezogen. Ich bestand nur noch aus Haut und Knochen und darüber eine Schicht Schmutz. Als man mich wog, waren es nur noch 38 Kilo. Beim Verlassen von Birkenau waren es, Dank der Päckchen von zu Hause, 70 Kilo gewesen.“

Serge Lampin

1925 – 2011, Franzose

ehemaliger Häftling in Natzweiler, Dautmergen, Vaihingen/Enz und Dachau



sind vom Schiefer zerschnitten und vereitert und ich bin unfähig, zur Arbeit zu gehen. Der Rapportführer sieht mich, peitscht mit seiner Stahlkette gegen meinen Hals. Als ich zusammenbreche, richten mich die beiden Kameraden auf und bringen mich weg.“

„Im Laufe des Monats treffen neue Häftlingstransporte ein, der Kampf ums Überleben wird härter. Die SS will verhindern, dass wir uns verständigen und uns gegenseitig helfen. Deshalb sind wir bei der Arbeit aus verschiedenen Nationen zusammengewürfelt: Belgier, Franzosen, Luxemburger, Niederländer, Norweger und viele Polen, die nach dem Warschauer Aufstand gefangen und nach Dautmergen gebracht worden sind. Einigen von uns gelingt es trotz aller Schwierigkeiten, den Willen der SS zu unterlaufen. Beim Schleppen von Schienen oder Steinen geben wir uns Zeichen, halten auf dem Weg mehrfach an und täuschen den Wachhabenden vor, es ginge nicht schneller. Die für die Arbeit verantwortlichen Zivilisten rasen vor Wut, die Kapos prüfen. Das hindert uns nicht, solidarisch zu bleiben und so langsam wie möglich weiterzuarbeiten. Wir müssen versuchen, bestimmte Grenzen nicht zu überschreiten. Das gelingt nicht immer, denn die Reaktion der SS ist oft unberechenbar. Einmal wird ein Kamerad aus der Region Meuse erschossen. Der Schütze behauptet, er habe einen Fluchtversuch unternommen. Andere, die in einer Grube oder einer Ecke der Baustelle ermüdet ausruhen, werden ins Lager zurückgebracht, in Handschellen gelegt und zusammengebunden stundenlang oder die ganze Nacht am Lagertor aufgestellt. Nach einer Ansprache des Hauptscharführers malt ein Kapo einen roten Kreis auf den Rücken der Gefangenen. Dann werden sie aus dem Lager geführt und „auf der Flucht erschossen“.

Ich verdanke mein Leben zwei tapferen Freunden: Im Nacken habe ich Furunkel, meine Fußsohlen

Jerzy Sztanka

geb. 1930, Pole
ehemaliger Häftling in Auschwitz, Bisingen,
Dautmergen und Schömborg



„Vor Weihnachten wurde Vater krank. Er war erkältet und konnte nicht mehr so arbeiten wie die anderen. Dafür wurde er verprügelt. Er lag dann in der Krankenstube. In die Krankenstube wurden gesunde Häftlinge nicht hineingelassen. Ich war jedoch bei Vater, einen Tag vor seinem Tod. Auch mein Bruder besuchte ihn. Am 26. Dezember ging ich nach der Arbeit noch einmal heimlich zum Vater. Aber er war schon nicht mehr im Krankenbau. Ich wusste, er lebt nicht mehr. Er war gerade vierzig Jahre alt geworden.“

(...)

Etwa Mitte April 1945 wurde das Lager infolge der heranrückenden Front evakuiert. Alle Häftlinge wurden unter Bewachung von der SS in Richtung Garmisch-Partenkirchen auf Marsch geschickt. Alle Dutzend Kilometer wurden vom Lagerkommandoführer, der in einem Kraftrad mit Beiwagen und Begleitung fuhr, kurze Ruhepausen angeordnet. Während des weiteren Marsches wurden „Muselmänner“ herausgesucht: jene, die wund geriebene Füße hatten oder ausgemergelt waren und nicht mehr gehen konnten. Ein SS-Mann blieb meistens mit einem „Muselmann“ zurück, und nachdem sich die Kolonne entfernt hatte, ermordete er den Häftling und kehrte zur Eskorte zurück.

In Garmisch-Partenkirchen geschah für mich die schlimmste Tragödie, die ich noch erleben sollte. Drei Häftlinge wurden zur Liquidierung ausgesucht. Darunter war mein Bruder mit wund geriebenen und Blasen bedeckten Füßen. Er verabschiedete sich von mir und gab mir ein Stückchen Brot, das er noch hatte. Ein SS-Mann blieb mit den

Marschunfähigen zurück. Die Kolonne wurde weitergetrieben. Ich war allein, ohne Vater und Bruder. Es ging weiter über die Berge nach Mittenwald. Zweimal wurden wir um den Ort geführt. Die Leute warfen uns aus den Fenstern Brot zu. Die SS-Leute sagten nichts.

Wir gingen über eine Straßen- und Bahnbrücke. Dann wurde eine Ruhepause angeordnet. Alle saßen am Straßenrand. Es fing an zu schneien. In Decken gehüllt sahen wir wie Schneemänner aus. Ich war in der letzten Fünferreihe. Als das Kommando fiel „Aufstehen, aufrücken!“, standen fünf Häftlinge nicht auf, einer davon war ich. Der SS-Mann am Ende der Kolonne sagte nichts. Sah er uns nicht, oder wollte er uns nicht sehen? Er ließ uns zurück und ging der Kolonne nach. Wir warteten noch einige Zeit ab, und als die Häftlingskolonne nicht mehr zu sehen war, machten wir uns auf den Rückweg.

Wir gelangten zum ersten Gebäude in Mittenwald, einem Haus mit großem Garten, in dem drei Scheunen standen. Hier trafen wir einen Polen, der beim Bauern arbeitete und der uns half. Man gab uns zivile Arbeitsanzüge, Mützen und Schuhe. Am nächsten Morgen gaben sie uns ein Frühstück. Ich spürte die Freiheit (...)

Ein paar Tage später wurde ich mit dem Sanitätswagen nach Garmisch-Partenkirchen gebracht. Eines Abends kam ich ins Lager, wo wir Polen uns aufhielten, und mein Bruder war da, heil und gesund! Ich weinte vor Glück, das Herz wollte mir zerspringen, so gerührt war ich. Der SS-Mann hatte die Häftlinge in einem Güterwagen auf einem Nebengleis eingeschlossen. Sie wurden von deutschen Eisenbahnern entdeckt, und diese meldeten es den Amerikanern, die die erschöpften Häftlinge in ein Krankenhaus brachten.“

Helge Norseth

1923 – 2008, Norweger
ehemaliger Häftling in Sachsenhausen, Natzweiler,
Dachau, Dautmergen und Neuengamme



„Ein „Muselmann“ schleppt sich davon. Seine Bewegungen sind langsam, er kümmert sich um nichts mehr. Es macht ihm Mühe, sich aufrecht zu halten. Der Hunger zeigt seine Wirkungen. Eine erbärmliche Gestalt, verachtet und verabscheut wie ein zerzauster Hahn im Käfig, dreckig und verlaust, mit kotverschmierten Beinen. Alle wissen, dass man selbst vielleicht morgen, vielleicht in einer Woche selbst ein „Muselmann“ sein kann.

(...)

Der Körper ist abgemagert, die Backenknochen stehen vor, die Augen sind eingefallen. Die Haut ist straff gespannt, wie eine gelbe Membran liegt sie über den Knochen. Der Magen tut weh und fühlt sich wie ein Hohlraum an. Die Beine sehen aus wie Stäbe und sind voller Wasser. Der Körper schleppt sich mühsam vorwärts, ich habe ihn nicht mehr unter Kontrolle. Ich habe immer wieder Magenkrämpfe. Es ist so, als ob eine Schlange im Magen liegen würde.

Ich phantasie über das Essen und träume von Frikassee. Ich suche verzweifelt nach Essen und stecke alles in den Mund. Im Traum erlebe ich Fressorgien, und es tut weh, wieder zu erwachen. Schlussendlich bin ich apathisch und uninteressiert und nehme kein Essen mehr zu mir. Alles ist mir egal. Ich habe Blase und Darm nicht mehr unter Kontrolle. Nun bin ich ein Todeskandidat geworden, ein „Muselmann“.

(...)

Wir müssen in einem Kreis auf dem Betonboden in die Hocke gehen und eine Stuhlprobe abgeben.

„Aufstehen! Einen Schritt zurück!“ Der Stubenälteste geht den Kreis entlang und inspiziert die Proben. Blut? Mit einem Stück Kohle malt er uns ein Kreuz auf die Stirn. Wir sind in der Krankenbaracke angenommen.

Ich bekomme ein Bett mit einer Strohmattmatze und einer Wolldecke, die vor lauter Urin und Kot ganz steif ist. Es ist warm, so direkt unter dem Dach. Es ist herrlich warm, und ich schlafe und schlafe.

(...)

Ich habe einen jüdischen Kameraden aus Polen. Er ist der einzige, der von seinen Verwandten übrig geblieben ist. Er hat eine neue Arbeit in der neu errichteten Kleiderkammer bekommen. Ich vereinbare mit ihm: „Verschaffe du mir ein Hemd, dann verschaffe ich dir vier bis fünf Kartoffeln!“ Ich bin schon am frühen Morgen beim Kartoffelschälen, habe Magenprobleme und muss auf die Toilette. Ich stehle vier bis fünf Kartoffeln und schaue mich in der Dunkelheit um. Ich kann niemanden sehen und verstecke die Kartoffeln in einem Loch hinter einem Pfeiler. Ich habe vor, sie am Abend wieder zu holen. Der Abend kommt, es ist dunkel, und ich gehe hinaus, um die Kartoffeln zu holen. Sie sind nicht mehr da, sie wurden gestohlen. Ich gehe zu meinem jüdischen Bruder und erzähle es ihm. Wir lächeln beide. Wir sind doch alle Diebe! „Hier, nimm das Hemd!“ „Ja, aber ich kann dir doch die Kartoffeln nicht geben.“ „Das macht nichts. Behalte das Hemd!“ Darüber freue ich mich sehr, weil ich keines mehr besaß.“